



Was tun gegen Fake Konferenzen und Raubverlage?

Diskussion um wissenschaftliche Publikationen und akademische Integrität
 In Zusammenarbeit mit der DGI – Deutsche Gesellschaft für Information und Wissen e.V.

*Das b.i.t.sofa am 12. Oktober 2018 war einem Thema gewidmet, das heftig und kontrovers diskutiert wird, seit im Sommer 2018 Redakteure von NDR und WDR und dem Magazin der Süddeutschen Zeitung ihre Recherche publik gemacht haben. Dieser zufolge haben 5.000 deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Publikationen bei Verlagen veröffentlicht, die nicht so ganz seriös zu sein scheinen. Als Vertreter der Wissenschaft saßen auf diesem Podium **Univ.-Prof. Dr. Claudius Gros**, Professor für Theoretische Physik und Mitglied der Kommission zum Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten an der Goethe-Universität Frankfurt und **Univ.-Prof. Dr. Uwe Schmidt**, Leiter Zentrum für Qualitätssicherung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und Leiter der Geschäftsstelle des Hochschulevaluierungsverbands. Die Verlagsseite repräsentierten **Dr. Xenia van Edig**, Business Development, Copernicus Gesellschaft mbH Göttingen und **Dr. Hannfried von Hindenburg**, Senior Vice President Global Communications Elsevier. Für die Bibliotheken sprach **Nicole Walger**, Stellvertretende Direktorin der UB Siegen und Sprecherin der DGI-Fachgruppe „Akademische Integrität“. Die Moderation hatte **Dr. Rafael Ball**, Direktor ETH-Bibliothek in Zürich und Chefredakteur dieser Zeitschrift.*

Freitag

In seiner Einführung informierte der Moderator, die Studie und Recherche von WDR, NDR und Süddeutsche Zeitung Magazin hätten zu großer Aufregung in der Verlags-, Wissenschafts- und Bibliothekswelt geführt. Schnell sei dann eine Assoziation von Fake Verlagen, Fake Konferenzen zu Fake Science gezogen worden. Die Frage an *Claudius Gros*, ob er in seiner wissenschaftlichen Karriere Raubverlage und Fake Konferenzen begegnet sei, beantwortete dieser mit „Ja, ständig. Wir erhalten am laufenden Band E-Mails, in irgendeinem Verlag zu publizieren oder werden eingeladen als Plenary Speaker auf einer Konferenz zu sprechen. Und das meist zu Themen, die überhaupt nichts mit der eigenen Forschung zu tun haben.“ Von *Uwe Schmidt* wollte der Moderator wissen, ob das ein Problem für ihn sei oder ob er die E-Mails einfach wegklicke. „Ich klicke die weg“, so *Schmidt*. Die ersten zwei, drei habe er noch gelesen. Man könne im Prinzip täglich Mitglied eines Editorial Boards werden und man werde permanent aufgefordert, Dinge zu tun, für die man in der Regel nicht unbedingt Experte sei. Anschließend wies *Schmidt* auf die Komplexität des Problems hin. Es sei zu kurz gegriffen, das Ganze auf eine moralische Fragestellung zu reduzieren. Der Ansatz, dass es 5.000 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gebe, die in diesen Organen publiziert hätten, sei erst einmal aufsehenerregend. Aber, so *Schmidt*, „die Grenzen zwischen einzelnen Formen von Publikationen sind deutlich komplexer, als wir uns derzeit vorstellen können“.

Fake-Verlage – (k)ein Problem für den wissenschaftlichen Nachwuchs

Rafael Ball fragte nach: „Wie kriegen Ihre Doktoranden heraus, ob es sich um einen Raubverlag oder ein Fake Journal handelt oder ob es nicht die tolle Chance für einen Doktoranden ist, der sich freut, dass jemand sein Paper publizieren möchte bzw.

ihn zu einer Konferenz einlädt?“ Das sei ungeheuer schwierig, bestätigte *Uwe Schmidt*. Es gebe zwar im Netz schwarze Listen, auf denen über 1.000 Zeitschriften von Verlagen aufgelistet seien, die als Fake Verlage identifiziert worden seien. Da könne man sich Wissen aneignen, wo man eher nicht publizieren sollte. „Das Problem für die Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler ist aber deutlich komplexer. Es gibt gerade in wissenschaftlichen Randgebieten durchaus Differenzierungen, die nicht so einfach nachvollziehbar sind. Das zweite Problem für den wissenschaftlichen Nachwuchs ergibt sich daraus, dass ein Review-Prozess in einer etablierten Zeitschrift bis zu zwei Jahre dauern kann. Bis dahin ist die Karriere vielleicht auch schon zwei Jahre verflossen.“ Deshalb sei es beim wissenschaftlichen Nachwuchs deutlich schwieriger zu entscheiden, mit welcher Motivation er akademisch redlich oder ein klein bisschen unredlich sei. Von *Claudius Gros* kam Widerspruch: „Ich denke, dass dies herauszufinden absolut einfach ist. Von einem serösen Verlag bekommt man nie eine Aufforderung, irgendetwas zu publizieren. D.h., wenn man eine solche Aufforderung bekommt, bedeutet das in 99,9 Prozent der Fälle, dass es sich um kein seröses Angebot handelt.“ Das gleiche gelte für Konferenzen. Ein Blick auf die Konferenzteilnehmer lasse in maximal 20 Sekunden die Einschätzung zu, ob die Konferenz seriös sei oder nicht.

Auf die Frage, warum denn der Wissenschaftsverlag Elsevier keine Mails an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Welt verschicke und sie bitte, bei ihm zu publizieren, antwortete *Hannfried von Hindenburg*: „Gelegentlich verschicken wir auch Mails und wenden uns an Autoren, vor allen Dingen im Buchbereich, weniger im Artikelbereich.“ Er wolle aber ein paar Zahlen nennen, die das Problem beleuchteten. Es gebe für dieses Jahr etwa 2,7 Millionen veröffentlichte seriöse Artikel.



Prof. Dr. Uwe Schmidt: „Die Frage ist, wie es gelingt, das Wissenschaftssystem ein Stück weit zu entschleunigen.“

Nach Schätzungen von BMC Medicine, einer Zeitschrift, die dazu eine Studie veröffentlicht hat, gibt es etwa 400.000 – 500.000 in Raubjournalen veröffentlichte Artikel pro Jahr. „Wir sprechen von 3,2 Millionen Artikeln pro Jahr, wovon diese 400.000 bis 500.000 ca. 13 Prozent des gesamten Artikelvolumens ausmachen. Das ist schon eine ganze Menge. Das finde ich schon erschreckend,“ gab *von Hindenburg* zu bedenken. Vielleicht sei das Problem in Deutschland relativ klein, aber ein Problem sei es durchaus. Um die Frage aufzugreifen, was man tun könne, wies der Vertreter des Elsevier Verlages auf eine Initiative namens *think-check-submit*¹ hin, die fach- und industrieübergreifend angelegt sei. Dort finde man Tipps, wie man Raubjournale identifizieren könne. Man müsse darauf achten, ob Autoren und Editorial Board einem bekannt seien, ob die für die Open Access Veröffentlichung angebotenen Preise bekannt, strukturiert und transparent seien. Diese Webseite, die keine Seite von Elsevier sei, lege er jedem ans Herz, der sich die Frage stelle, soll ich in so einem Journal veröffentlichen. Eine Checkliste helfe bei der Einschätzung, ob das Journal, das an eine Wissenschaftlerin, einen Wissenschaftler herantritt, seriös ist oder nicht.

¹ <https://thinkchecksubmit.org>

think-check-submit, DOAJ und OASPA statt schwarzer Listen

Sind Raubjournale für Copernicus ein Konkurrent, wollte *Rafael Ball* von *Xenia van Edig* wissen. „Nein“, antwortete sie „aber was für uns sehr ärgerlich ist, dass sich solche Raubverlage teilweise Namen geben, die unserem Verlagsnamen ähneln. Sie heißen dann Copernicus Publishing statt Copernicus Publication und verwirren damit Autoren und Editoren.“ Zur Abgrenzung und Unterscheidung von solchen Raubverlagen sei es für Verlage sehr wichtig, gerade auch im Open Access Bereich sehr transparente Services anzubieten. Dazu gehöre u. a. eine klare Aussage, was bieten wir an, für welchen Bereich

Dr. Xenia van Edig: „Um sich von Raubverlagen zu unterscheiden, müssen Verlage transparente Services anbieten. Dazu gehört u. a. eine klare Aussage, was bieten wir an, für welchen Bereich und wie ist der Peer-Review-Prozess organisiert.“



und wie ist der Peer-Review-Prozess organisiert. *Van Edig* empfahl, statt der Schwarzslisten sich lieber an die think-check-submit-Kampagne zu halten. Bei den Schwarzslisten sei zwar vieles richtig, vieles basiere jedoch auf sehr persönlichen Einschätzungen. Das könne durchaus zu Missverständnissen führen, wenn beispielsweise neue Verlage auf sich aufmerksam machen wollten und zu viele E-Mails verschickten. Selbst wenn sie es später nicht mehr tun würden und durchaus seriöse Dienstleistungen anböten, fänden sie sich aber auf solchen Listen wieder. „Ich würde auch noch das Directory of Open Access Journals, DOAJ, und auch OASPA (Open Access Scholarly Publishers

Association)² empfehlen“, fügte *van Edig* hinzu. „Da ich auch Chair of the Membership Committee bin, kann ich sagen, dass wir bei OASPA uns alles sehr gründlich anschauen.“

Bibliotheken als beratende Schnittstelle

Von *Nicole Walger* wollte *Rafael Ball* wissen, warum dieses Thema für Bibliotheken relevant sei.

Ihre Antwort: „Wir verstehen uns als Bibliotheken immer auch als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und wissenschaftlichen Verlagen.“ Es sei Aufgabe der Bibliotheken, dafür zu sorgen, dass Qualitätsindikationen erhalten blieben. „Sowohl in unserer Fachgruppe, als auch in der Bibliothek beschäftigen wir uns sehr intensiv mit dem Thema Qualitätssicherung beim Publizieren“, fügte *Walger* hinzu. Das sei ein relativ neues Thema, das die Bibliotheken gerade ihr Eigen nennen würden. Jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die getrieben seien, möglichst schnell zu publizieren, müssten Bibliotheken ein guter Berater sein. Zusammen mit den graduierten Kollegen müssten sie dabei helfen, einen Raubverlag zu identifizieren und verhindern, dass der wissenschaftliche Nachwuchs auf solche Angebote hereinfalle.

Eine Lanze für die Wissenschaft

An der Forschung von NDR, WDR und SZ-Magazin konnte man feststellen, so *Nicole Walger*, dass es 1,3 Prozent der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind, die auf solche Angebote hereinfielen. „Das heißt aber auch, dass 98,7 % der Wissenschaftscommunity nach guter wissenschaftlicher Praxis arbeiteten.“ Die Bibliothekarin betonte, der Begriff Fake Science, der heute auch schon einmal angeklungen sei, verkehre das eigentliche Thema. Es gehe nicht darum, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gefälschte Ergebnisse publiziert hätten. Prompte Zustimmung kam von *Uwe Schmidt*, der

davor warnte, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in Raubverlagen publizierten oder andere Publikationswege einschlugen, als unredliche Wissenschaftler zu bezeichnen. *Walger* führte weiter aus, es gehe vielmehr um ein unlauteres Geschäftsmodell von Raubverlagen, das auf einem systemimmanenten Problem der Wissenschaft beruhe. „Daran müssen wir arbeiten und da möchten wir als Bibliotheken auch gerne zwischen Wissenschaft und Verlagen vermitteln und die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstützen.“

Rafael Ball bestätigte, es sei sehr wichtig zu unterscheiden, dass Inhalte, die in solchen Raubjournalen erschienen, nicht gleichzeitig gefälscht seien, sondern, dass es die Geschäftsmodelle sind, die nicht ganz integer seien. „Wir sollten jetzt fragen, was denn ein Raubverlag ist. Ist das ein Verlag, der ein Peer Review etwas schneller macht? Auf der anderen Seite ist es ein systemimmanentes Problem, wie Frau *Walger* angesprochen hat. Es stellt sich nämlich die Frage, ob die Wissenschaft vielleicht, das sage ich einfach provokant, dieses Thema Raubverlage nicht selbst induziert hat?“ Immerhin herrsche in der Wissenschaft das Publish-or-Perish-System und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler müssten und wollten aus jedem Ergebnis drei statt einem Paper machen, weil die Forschungsförderer, die Metrics und Analytics das verlangten. In dem Bedarf, riesige Mengen an Publikationen zu produzieren, entstünden vielleicht im Rahmen von wirtschaftlicher Freiheit Systeme, die die Grenzen und Anforderungen an seriöse Verlage, nämlich eine richtige Qualitätsprüfung vorzunehmen, etwas lockerer nehmen würden. Vielleicht seien solche Verlage keine Betrüger, sondern bewegten sich in einem Graubereich. „Der junge Wissenschaftler, die junge Wissenschaftlerin freut sich: wenn sein/ihr Paper weltweit gedruckt wird und es gut zu finden ist. Ob da jetzt irgendwo Elsevier drübersteht oder Elsevier – wie im-

² <https://oaspa.org/>

mer der Raubverlage heißt –, das ist ja nicht ganz so wichtig. Hauptsache ich werde gelesen, meine Veröffentlichung wird zitiert, und ich bekomme eine höhere Signalrate und mein Pageindex steigt. Herr *Schmidt*, hat die Wissenschaft etwas falsch gemacht, dass es zu Raubverlagen gekommen ist?“

Leistungsbewertung in Zahlen, die systemimmanente Problematik der Wissenschaft

Uwe Schmidt benannte die systemimmanenten Probleme. Man komme mit der Quantifizierung von Wissenschaft und der Bewertung von Wissenschaftlern in einen Modus, zunächst einmal die Publikationen und Zitationen zu zählen. Dabei schaue man in erster Linie auf den Hash-Index, um die Reputation einer Publikation zu bewerten. Damit erfolge quasi eine indirekte Bewertung von wissenschaftlicher Leistung. Habe man erst einmal die Zahlen, arbeite man auch damit. Bei Google Scholar erhalte man mittels einfachen Zählens sofort ein Bild, egal, wie korrekt das Bild sei. „Daraus erschließen sich unglaublich viele Handlungsmotive. Die eine Handlungslogik ist, sehr viel zu publizieren, erklärte *Schmidt*: „Wenn Sie ein Projekt durchführen, wären Sie relativ dumm, wenn sie daraus eine Publikation machen, wenn Sie daraus fünf Publikationen machen können.“

Ein weiterer damit zusammenhängende Faktor sei das vollkommene Kollabieren des Gutachtersystems. Hier müsse man in der Tat überlegen, wie die Wissenschaft umsteuern, wie sie zu qualitativeren Dimensionen finden könne. Aber wegen der Anreizsysteme werde es immer schwieriger. „Wir reden auch über Open Access, das ist so der Grenzbereich zwischen Raubverlagen und seriösen Verlagen“, führte *Schmidt* aus. Open Access beinhalte auch die Gefahr, unseriösen Modellen die Tür zu öffnen. Das sei durchaus zum Teil von der Wissenschaft selbst gemacht. „Es sind nicht nur Ministerien und Bü-

rokraten, die Publikationen und Zitationen zählen, sondern die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst schauen als erstes auf diese Indikatoren“, musste *Schmidt* eingestehen. Er merkte noch an, dass gerade Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aufstrebenden Wissenschaftsländern finanziell von Publikationen profitierten, denn 2000 € Honorar für eine international zugängliche Publikation sei oftmals mehr als ein Drittel des Jahresgehaltes.

Qualitätssicherung: Für die Wissenschaft unabdingbar

Rafael Ball griff den Komplex Qualitätssicherung auf. Was Raubverlage offensichtlich nicht machten, sei die Qualitätsprüfung. Durch dieses Verhalten würden sie massiv in die Wissenschaft eingreifen. „Damit gewährleistet ist, dass Publikationen seriös sind, müssen sie einem zuverlässigen Review unterzogen werden. Wie schaffen es denn Ihre Editoren, für Ihre Zeitschriften Gutachter zu finden?“, wandte sich der Moderator an *Hannfried von Hindenburg*: „Sie hatten vorher das schöne Wort von Elsevier oder Elsevor geprägt. Wenn der Artikel veröffentlicht ist, mag das für den Autoren letztendlich auch egal sein. Die Frage ist allerdings, ob der Artikel hätte veröffentlicht werden dürfen, ohne von Gutachtern oder Reviewern geprüft worden zu sein. Das hat zur Konsequenz, dass die Wissenschaftsgemeinschaft nicht weiß, ob man dieser Forschung trauen kann“, betonte *von Hindenburg*. Die fehlende Qualitätskontrolle sei bei Raubverlagen die Regel. Das Hauptkriterium zur Einordnung von Raubverlagen sei, dass sie vorgeben Dienstleistungen, vor allem Peer Review, anzubieten, die sie sich auch bezahlen ließen, die sie aber nicht oder nicht vollständig erbringen würden. „Verlage, und Elsevier ist hier nicht der einzige, Springer Nature und viele andere auch, investieren viel Zeit und Arbeit, um geeignete Redaktionsteams zu finden und den Kollegen, die aus



Nicole Walger: „Der Impact Faktor ist heutzutage nicht mehr wirklich passend, um die Qualität von Wissenschaft zu bewerten.“

der Wissenschaft kommen, dabei zu helfen, Peer Reviewer zu finden“, erklärte *von Hindenburg*. Da gebe es mittlerweile auch eine neue Technologie, die dabei behilflich sei. Durch Algorithmen könne besser herausgefunden werden, wer zu einem Thema passt, wer die Methodologie verstehen kann und wer für einen Artikel der richtige Ansprechpartner als Gutachter sei. „Wir können auch die online Profile, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zunehmend haben, mit ihrer ORCID (Open Researcher and Contributor ID)³ verbinden“, führte *von Hindenburg* aus. Auf diese Art und Weise könne das Begutachten in den Wissenschaftsprozess mit einbezogen werden, weil man für die Gutachtertätigkeit einen Credit bekomme. Schließlich sei die Gutachtertätigkeit extrem wichtig für die Wissenschaft, was bedauerlicherweise manchmal unterbewertet werde.

Der Review Prozess auf dem Prüfstand

Dass Raubverlage das Peer Review vernachlässigen oder gar nicht durchführen, bestätigte auch *Nicole Walger*. Das wollte sie aber nicht mit Open Access vermischen haben. Das Peer-Review-Verfahren werde insgesamt nicht mehr so durchgeführt, wie man das erwarten könnte. Es wäre eine Verbesserung, den Review-

³ <https://www.orcid-de.org/>

Prozess transparenter zu gestalten, damit man wisse, ob ein Peer-Review durchgeführt wurde und wer es wann ausgeführt hat. Die fehlende Transparenz eröffne Raubverlagen erst die Gelegenheit für ihr Geschäftsmodell. An der Qualitätssicherung müsse gearbeitet werden, unabhängig davon, ob es sich um ein Open Access- oder ein Closed Modell handle.

Hannfried von Hindenburg betonte ebenfalls, dass Open Access nicht gleichzusetzen sei mit Raubverlagen. Open Access sei in den allermeisten



Dr. Hannfried von Hindenburg: „13 Prozent des gesamten Artikelvolumens erscheint in Raubjournalen, das ist erschreckend.“

Fällen seriös und durchlaufe die gleichen strengen Kriterien wie jedes andere Veröffentlichungsverfahren.

Peer Review transparent gestalten oder nicht?

Rafael Ball fragte *Xenia von Edig*: „Wollen Sie das Peer Review öffnen, wenn ja, müssen Sie dann nicht mit einem Hauen und Stechen rechnen?“ Nein, diese Erfahrung habe sie nicht gemacht, erwiderte die Angesprochene. „Wir haben für die Hälfte unserer Journale einen transparenten Peer Review Prozess. Dabei wird das eingereichte Vor-Manuskript pre print publiziert und öffentlich diskutiert. Die Gutachter können, wenn sie es möchten, ihre Anonymität wahren. Aber der Inhalt ihrer Gutachten wird mit dem Manuskript veröffentlicht. Auch interessierte Leser sind eingeladen, zu kommentieren.“

Dieses Verfahren werde mittlerweile das achte Jahr praktiziert und es habe sich bestens bewährt. In Einzelfällen seien so auch schon Editoren identifiziert worden, die mit Zitierungen Schindluder getrieben hätten.

Die Langzeitarchivierung muss gewährleistet sein

Claudius Gros widersprach der Ansicht, dass das mangelhafte oder nicht vorhandene Peer Review ein Hauptmerkmal eines Raubverlags sei. Seiner Meinung nach besteht das Hauptproblem der Raubverlage in der Archivierung. Ursprünglich habe es eine Aufgabenteilung zwischen Verlagen und Bibliotheken gegeben, in der Verlage publiziert und Bibliotheken archiviert hätten. Bei Open Access sei diese Aufgabenteilung nicht mehr gegeben. Verlage müssten jetzt auch archivieren. Nichtgedrucktes stehe nur noch als PDF Datei zur Verfügung. Bei Raubverlagen handele es sich vermutlich um ein, zwei Mann Betriebe. Wenn es da zu Schwierigkeiten komme, bestünde die Gefahr, dass alles, was dort publiziert wurde, weg sei. Laut *Gros* sei bei den Raubverlagen das Hauptproblem die fehlende Sicherheit, dass die Dokumente auch in zehn oder 20 Jahren noch vorhanden sind. Deshalb sollte man da nicht publizieren. Dies wurde von *Xenia von Edig* aus der Warte eines Open Access Verlages unterstützt. Verlage kooperierten auch weiterhin mit Bibliotheken, weil auch sie ein Interesse an größtmöglicher Verbreitung hätten. Schließlich sollten Open Access-Publikationen nicht nur über Google Scholar, sondern auch in den traditionellen Literaturversorgungs Kanälen gefunden werden. Weil die Auffindbarkeit von wissenschaftlicher Forschung immens wichtig sei, achteten Open Access Verlage natürlich auch auf Langzeitarchivierung. Nicht nur die Auffindbarkeit sei wichtig, warf *Claudius Gros* ein, sondern auch ein zusätzlicher externer Server, auf dem Dokumente hinterlegt werden könnten. Das sei auf jeden Fall auch ein

gutes Unterscheidungskriterium, stimmte *Xenia von Edig* zu. Viele kleinere Journale hätten keine ausdrückliche Archivierungs-Strategie. Um zu wissen, ob ein Verlag gute Services anbiete, sollte sich jeder vorher vergewissern, welches Copyright und welche Lizenzen angewandt würden und wie archiviert werde.

Löst die Öffnung des Peer Review Probleme?

Rafael Ball stellte fest, dass die Diskussion jetzt eine interessante Wendung bekomme, wenn man sage, Qualitätsprüfung sei gar nicht so wichtig, sondern wichtig sei das Archivieren. „Herr Schmidt, sind Sie auch der Meinung, dass Qualitätsprüfung gar nicht so entscheidend ist?“, fragte der Moderator.

Uwe Schmidt sagte, das sei in den Fachdisziplinen unterschiedlich. In der Physik und in der Mathematik gebe es in der Tat eine Tradition, wissenschaftliche Erkenntnisse vorab zur Verfügung zu stellen, um sie vor der Publikation diskutieren zu können. Das funktioniere aber nur, wenn es eine sehr aktive Fachcommunity gebe. Bei dem Modell bestehe die Gefahr, dass ein Artikel auf den Server gestellt wird, aber niemand Lust habe, sich damit zu beschäftigen. Auch *Schmidt* findet das derzeitige Peer-Review-System problematisch. Es gebe Untersuchungen darüber, dass die Übereinstimmung zwischen unterschiedlichen Peers, die denselben Artikel bewerteten, nicht sonderlich groß sei. Die Begutachtung sei wenig systematisch. Selbst gute Journale hätten keine normative Betrachtung, also keine begleitende oder wertende, auf deren Grundlage man noch nacharbeiten könnte. Es gehe nur noch um ein Ja oder Nein und das sei hoch problematisch für Akteure, die im Wissenschaftssystem eine Karriere eingehen möchten. Sie scheiterten genau an diesen Dingen.

Zur Frage, wie weit man die Reviews öffnet, meinte *Schmidt*, er finde es unproblematisch, solange man nur

die Reviews veröffentlicht. Hoch problematisch sei es hingegen, die Reviewer zu benennen, besonders in kleinen Fachcommunities. „Wenn mich jemand fragen würde, ob ich als Reviewer öffentlich zu Verfügung stehe, würde ich nein sagen. Denn dann kann ich nur noch durch die Blume sprechen und Dinge nicht mehr sehr deutlich ansprechen“, befürchtet *Schmidt*.

Review, so der Wissenschaftler, sei ein Problem, das in graduellen Formen für alle Verlage gelte. Er sehe es als ein Anzeichen, dass der eigentliche Gedanke dieses Systems, die Selbststeuerung der Wissenschaft, die gegenseitige Kontrolle etwas ad absurdum geführt werde.

Claudius Gros erläuterte dazu: „Wir stimmen heute überein, Peer Review ist eine sehr sinnvolle Abgrenzung nach unten, eine Mindestauswahl. Wenn man diese Mindestauswahl nicht mehr hat, muss der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin mehr arbeiten. Eine solche Mindestauswahl nimmt viel Arbeit ab.“

Rafael Ball: „Raubverlage haben natürlich auch eine wirtschaftliche Dimension. 13 Prozent der Paper werden von Raubverlagen publiziert. Sie würden bestimmt gerne diese 13 Prozent auch noch bei Elsevier verlegen“, unterstellte er *Hannfried von Hindenburg*. Bevor dieser antworten konnte, brachte *Ball* auch noch die Kosten der Literaturversorgung und des Publizierens ins Gespräch: „Können Sie nicht Leistungen anbieten, die ausreichend für die Wissenschaft sind, die aber deutlich günstiger sind, sodass das System insgesamt und auch die Bibliotheken wieder profitieren könnten?“

13% Aufsätze bei Raubverlagen haben eine wirtschaftliche Dimension

Hannfried von Hindenburg: „Ob wir die 13 Prozent haben wollen, hängt sehr von der Qualität ab. Das würden wir dann im Gegensatz zu den Raubverlagen sehr genau prüfen.“ Unter Umständen seien bei den 13 Prozent

auch einige dabei, bei denen Elsevier eine Veröffentlichung abgelehnt habe. Natürlich könnten Verlage Sachen besser machen und bessere Dienstleistungen anbieten. Er wolle auch nicht behaupten, dass Verlage alles richtig machten. Mit sehr großem Interesse habe er die Ausführungen des Podiums zum Peer Review-System verfolgt. Dieses System sei sicherlich nicht perfekt. Aber bislang hätte noch niemand ein besseres System gefunden, um dafür zu sorgen, dass die Wissenschaft über Generationen hinweg immer auf dem besten und wichtigsten Wissensstand, soweit beurteilbar, aufbauen könne. Seit mehreren 100 Jahren habe sich Peer Review bewährt. Verbesserungsvorschläge gebe es auch bei Elsevier, wo man bis zu einem gewissen Grad mit dem Open Peer Review experimentiere. Man habe auch versucht, das Einreichen von Papieren für die Autoren zu erleichtern. Denkbar sei auch, den Autoren die ständigen Neueinreichungen bei anderen Journalen zu erleichtern durch Weiterleitung der Manuskripte. Auch könnte die Hinführung der Autoren zu den Journalen verbessert werden, die für sie wahrscheinlich am erfolgversprechendsten sind. Elsevier versuche zurzeit auch, die neuen Techniken zu nutzen, um gezielter und besser die Qualität zu sichern. „Da es noch viele Probleme gibt, würde ich gern mit allen, die hier auf dem Podium sitzen, zusammenarbeiten, um Lösungen zu finden“, bot *von Hindenburg* an. Extrem wichtig seien die Bibliothekarinnen und Bibliothekare, die sich mit Journalen auskennen und sich mit Kommunikationswissenschaft beschäftigen würden. Das sei für dieses Thema sehr wichtig.

Welche Rolle Bibliotheken spielen können

Rafael Ball: „Frau Walger, sie scharren schon mit den Hufen. Was sollen denn Bibliothekare tun, um das Thema zu entschärfen?“

Nicole Walger: „Für uns als Bibliotheken ist es wichtig, dieses

Thema in die Hochschulen zu tragen und gemeinsam darüber zu sprechen, was sich ändern muss.“ Ihrer Meinung nach ist der Publikationsdruck zu groß. Das führe dazu, dass das Gutachtersystem kollabiere. Daher sollte sich die Wissenschaft die Frage stellen, wie es zu bewerkstelligen sei, dass nur noch das publiziert werde, was wirklich neu ist. Es müsse nicht in fünf Salamischeibchen publiziert werden, was auch in einer Publikation machbar sei. Dazu sei es natürlich wichtig, dass man zur Bewertung des Potenzials einer Wissenschaftlerin, eines Wissenschaftlers nicht nur den Indika-



Prof. Dr. Claudius Gros: „Bei Raubverlagen ist das Hauptproblem die fehlende Sicherheit, dass die Dokumente auch in zehn oder 20 Jahren noch verfügbar sind.“

tor Impact Factor heranziehe. Der sei im Übrigen nicht mehr passend, um die Qualität von Wissenschaft zu bewerten. Man müsste sich fragen, was macht eigentlich eine gute Forschung aus. Die Bibliothekarin brachte mit Forschungsdaten ein weiteres Thema ins Gespräch. „Forschungsdaten müssen zur Verfügung gestellt werden, das muss nicht, kann aber offen sein“, erklärte *Walger*. „Für Gutachter ist es doch eine Entlastung bei der Arbeit, wenn die Rohdaten vorliegen, dann kann genauer bewertet werden, wie seriös eine Forschung ist.“ Jetzt müssten die Bibliotheken mit den Hochschulleitungen ins Gespräch kommen. Das Ergebnis der WDR, NDR und SZ-Magazin-Recherchen habe dazu den Aufhänger

geliefert, worüber beide Seiten mittlerweile froh seien. Auch eine gewisse Sensibilisierung der Wissenschaft habe dadurch stattgefunden. „Jetzt müssen wir gemeinsam mit Verlagen, Hochschulleitungen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und Bibliotheken schauen, welche Modelle wir entwickeln können“, erklärte *Walger*. „Wir können White Lists auf den Weg bringen, die es schon für Journale gibt. Wir müssen das aber auch in allen anderen Bereichen zur Verfügung stellen. Wir können als Bibliotheken Aufklärung leisten, Materialien verbreiten, wir können Informationskompetenzkurse zu dem Thema Publizieren anbieten und wir müssen mit dem Graduiertenkolleg zusammenarbeiten.“ Auch sie vertrat die Meinung, dass es gerade die jungen Forscherinnen und Forscher sind, die auf Raubjournale hereinfließen. Sie seien mit der Publikationsflut und den vielen Verlagen, die auf dem Markt sind, überfordert. Hier einen Überblick zu schaffen, wäre der Wissenschaft dienlich, damit sie ihrer Kernaufgabe Forschung nachkommen könne.

Können Bibliotheken das Publikationswesen beeinflussen?

Rafael Ball äußerte Bedenken, ob Bibliotheken tatsächlich dazu beitragen können den Publikationsdruck in der Wissenschaft zu senken. Die Wissenschaft selbst produziere einen enormen Output. Die Anzahl der wissenschaftlich Tätigen steige, die Anzahl der Paper ebenso. Bibliotheken hätten bisher nichts damit zu tun gehabt, wie viel publiziert werden soll und wie viel nicht. Bibliothekarinnen und Bibliothekare hätten eine Qualitätssicherung am Ende des Prozesses gemacht. *Ball* erinnerte: „Spannend zu wissen: Wir haben schon vor 30 Jahren einen großen Ordner mit Quatschverlagen angelegt. In diesen Verlagen wurden billige und schnell zusammengestellte Inhalte veröffentlicht, die hat man eben einfach nicht gekauft. Das war sehr einfach. Damit haben Bibliotheken Qualitäts-

sicherung betrieben. Heute ist alles Open Access. Die Bibliothek kann gar nicht mehr nein sagen.“ Ein wichtiges Argument der Open Access Diskussion sei es, der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin soll kostenorientiert und gleichzeitig qualitätsorientiert selbst entscheiden müssen und dürfen, wo sie publizieren, ob für 5000 \$ bei Elsevier oder nicht doch lieber für ein paar 100 \$ bei Elsevier. Und schon bestünde erneut das Problem: Bibliotheken stehen am Rande und schauen zu. Das sah *Nicole Walger* anders: „Gerade im Kontext unserer Publikationsfonds, die ja im Rahmen von Open Access an vielen Universitäten etabliert worden sind, bedeute Open Access in keinem Fall, dass alles angenommen wird. Da schauen wir genau hin und nutzen die Whitelist des Directory of Open Access Journals. Als Bibliotheken ist es uns auch immer ein Anliegen, mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und den Hochschulleitungen ins Gespräch darüber zu kommen, wie entwickelt sich das Publikationswesen weiter. In Siegen haben wir solche Gespräche und ich bin immer wieder überrascht, wie unterschiedlich die Ansichten in der Wissenschaft und in den Bibliotheken zum Publizieren sind. Wenn man sich zusammensetzt, kommt man zu einem Konsens. Und das sollte der erste Schritt sein.“

Abschlussrunde fragt nach Lösungsansätzen

In der abschließenden Fragerunde äußerten die Podiumsteilnehmer, was sie persönlich sich zum Umgang mit dem Thema Fake Konferenzen und Raubverlage wünschen würden. *Claudius Gros* könnte sich eine Schwarzliste vorstellen, die eine Organisation der Wissenschaften in Deutschland pflege, und die den Rechenzentren zur Verfügung gestellt werde. Die Wissenschaftler könnten dann entscheiden, ob sie diese als Spam-Filter benutzen wollen, damit sie die ganzen Mails von den Fake Verlagen nicht mehr bekommen.



Hannfried von Hindenburg findet eine Zusammenarbeit aller Beteiligten äußerst wichtig auch im Hinblick darauf, dass die Wissenschaft immer wieder von der Politik infrage gestellt werde, wie gerade von Donald Trump, der behauptete, Wissenschaft sei nicht Wissenschaft und Fakten seien nicht Fakten.

Nicole Walger möchte, dass Bibliotheken sich an der korrekten Führung von Whitelists beteiligen, um die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über verlässliche Publikationswege zu informieren. Auch sie wünscht sich, weiter im Dialog zu bleiben.

Für *Xenia van Edig* ist Qualitätssicherung mit einem offenen Peer Review wichtig, welches es in Form eines post publication Reviews auch bei Zeitschriften mit einem closed Konzept geben sollte. Der wissenschaftlichen Community gute und nützliche Services anzubieten gehört für sie ebenfalls zur Abgrenzung gegenüber Raubverlagen. Der Verlagsservice in Bezug auf Reproduzierbarkeit solle auch die Möglichkeit beinhalten, eingereichte Manuskripte mit Daten und Videos anzureichern.

Uwe Schmid ist es ein besonders Anliegen, das Wissenschaftssystem ein Stück weit zu entschleunigen. Dazu gehöre, dass man wissenschaftlich mehr in die Tiefe denke als in Formen von Quantitäten. Er wünscht sich innerhalb des Wissenschaftssystems weitere Bewertungsquoten, die auch Engagement oder Ethik in der Wissenschaft berücksichtigten. ■